

PHILIP

ROTH

ANATOMIE

STUNDE

ROMAN / HANSER

war, und gleich am nächsten Morgen hatte er sich telefonisch dort angemeldet. Der Direktor und der Chefindingenieur warteten bereits auf dem Parkplatz, um ihn zu begrüßen. Sie waren entzückt, daß Nathan Zuckerman ihr erster »Schmerzpatient« sein würde und knipsten ihn vor dem Eingang mit einer Sofortbildkamera. Der Chefindingenieur erklärte, die Idee zu dieser Erfindung sei ihm gekommen, weil er die Gattin des Direktors von ihren Migräneschmerzen befreien wollte. Man sei noch im Experimentierstadium und erforsche Möglichkeiten, das Gerät technisch so zu perfektionieren, daß es die am häufigsten auftretenden chronischen Schmerzen dämpfen würde. Er half Zuckerman aus dem Hemd und erklärte ihm die Bedienung des Gerätes. Nach der Probebehandlung fühlte sich Zuckerman weder besser noch schlechter, aber der Direktor beteuerte ihm, daß seine Frau sich bereits wie ein neuer Mensch fühle, und bestand darauf, daß Zuckerman einen Schmerzdämpfer auf Probe mit nach Hause nahm. Er könne das Gerät so lange behalten wie er wollte.

Christopher Isherwood ist eine Kamera mit offener Blende, ich bin ein Versuchskaninchen für chronische Schmerzen.

Das Gerät war ungefähr so groß wie ein Wecker. Er stellte den Zeitmesser ein, legte zwei angefeuchtete Elektrodenpolster über und unter die schmerzende Stelle und versetzte sich sechsmal am Tag einen fünfminütigen Schwachstromschock. Und sechsmal am Tag wartete er darauf, daß die Schmerzen vergehen würden (eigentlich wartete er hundertmal am Tag darauf). Wenn er lange genug gewartet hatte, nahm er Valium ein, oder Aspirin oder Butazolidin oder Percodan oder Robaxin. Um fünf Uhr nachmittags sagte er: »Hol's der Teufel!« und begann Wodka einzunehmen. Und wie Abermillionen Russen in Jahrhunderten erprobt haben, ist das der beste Schmerzdämpfer, den es gibt.

Im Dezember 1973 schwand seine letzte Hoffnung auf eine wirksame Behandlungsmethode, ein Medikament, einen Arzt - und eine *respektable* Krankheit. Er lebte damit, aber nicht, weil er es gelernt hatte. Was er gelernt hatte, war, daß etwas Entscheidendes mit ihm passiert war und daß, aus einem unerforschlichen Grund, er und seine Existenz nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit seinem Leben zwischen 1933 und 1971 hatten. Was Einzelhaft bedeutet, wußte er, weil er, seit er Anfang zwanzig gewesen war, fast täglich ganz allein in seinen vier Wänden gesessen und geschrieben hatte. Fast zwanzig Jahre lang hatte er, folgsam und manierlich, seine Strafe abgesessen. Aber das hier war

Einzelhaft ohne Schreiarbeit, und damit fand er sich kaum besser ab als mit den acht Tagen, die er angeschnallt in Zimmer 611 zugebracht hatte. Er konnte einfach nicht aufhören, sich mit der Frage zu geißeln, die ihn seit seiner Flucht aus dem Krankenhaus verfolgte: Und wenn dir einmal etwas wirklich Furchtbares passiert – was dann?

Obzwar das alles auf der Waagschale des Elends in der Welt nicht besonders schwer wog, empfand er es als schrecklich. Er kam sich zwecklos, wertlos, bedeutungslos vor, war erstaunt darüber, daß ihm das so schrecklich erschien, wunderte sich, daß er besiegt worden war, ohne überhaupt gewußt zu haben, daß er Krieg führte. Er hatte schon in jungen Jahren die sentimentalischen Ansprüche abgeschüttelt, die seine konventionelle, fürsorgliche, bewundernde Familie an ihn gestellt hatte; er hatte sich der verlockenden Lauterkeit der berühmten Universität entzogen; er hatte sich aus dem Puzzlespiel dreier leidenschaftsloser Ehen mit mustergültigen Frauen und aus der Wohlanständigkeit seiner ersten Bücher befreit. Er hatte hart gearbeitet, um sich als Schriftsteller einen Namen zu machen – als aufstrebender Zwanziger erpicht auf Anerkennung, als gefeierter Dreißiger verzweifelt um Gelassenheit bemüht –, und jetzt, mit vierzig, mußte er sich von einer grundlosen, namenlosen, nicht behandelbaren Phantomkrankheit besiegen lassen. Es war keine Leukämie, kein Lupus, kein Diabetes; es war keine multiple Sklerose, kein Muskelschwund und auch keine rheumatische Arthritis – es war nichts. Aber dieses Nichts brachte ihn um sein Selbstvertrauen, seine Zurechnungsfähigkeit und seine Selbstachtung.

Noch dazu gingen ihm die Haare aus. Entweder wegen der vielen Sorgen oder wegen der vielen Medikamente. Wenn er nach einem Intermezzo auf der Spielmatte aufstand, sah er Haare auf dem Wörterbuch liegen. Wenn er sich vor dem Badezimmerspiegel für den bevorstehenden leeren Tag zurechtmachte, war sein Kamm jedesmal voller Haare. Wenn er sich unter der Dusche die Haare wusch, hielt er ausgegangene Strähnen in der Hand, und bei jedem Nachspülen waren es doppelt oder dreimal so viel. Er hoffte, es würde allmählich wieder besser werden, aber bei jedem Haarewaschen wurde es schlimmer.

In den Gelben Seiten entdeckte er die Eintragung »Anton und Co., Trichologische Klinik« – das am wenigsten fremdartig klingende Inserat in der Rubrik »Kopfhautpflege«. Daraufhin begab er sich ins Untergeschoß des Hotels Commodore, um festzustellen, ob Anton und Co. ihr bescheidenes Versprechen, »alle bekämpfbaren Haarprobleme

in den Griff zu bekommen«, einlösen konnten. Er hatte genug Zeit, er hatte das Haarproblem, und außerdem war es für ihn fast so etwas wie ein Abenteuer, einen Nachmittag pro Woche seiner Spielmatte ade zu sagen und *midtown* zu fahren. Weniger wirksam als das, was man in den besten medizinischen Instituten Manhattans gegen seine Nacken-, Arm- und Schulterschmerzen unternommen hatte, konnte die Haarkur ja gar nicht sein. In glücklicheren Tagen hätte er sich vielleicht – wenn auch ein bißchen schockiert – mit seinem veränderten Aussehen abgefunden, aber jetzt, da sein Leben ohnehin schon stark beeinträchtigt war, sagte er sich: »Nein, *das* nicht auch noch!« Beruflich lahmgelegt, körperlich behindert, sexuell passiv, geistig träge, seelisch niedergeschlagen – aber nicht von einem Tag auf den anderen kahlköpfig, das nicht auch noch!

Die erste Beratung fand in einem hygienisch weißen Büro mit allerlei Diplomen an den Wänden statt. Beim Anblick Antons, der nicht nur Kopfhautspezialist sondern auch Vegetarier und Yoga-Anhänger war, hatte Zuckerman das Gefühl, daß er von Glück sagen konnte, wenigstens noch Zähne im Mund zu haben. Anton war ein kleiner, quirlicher Mann in den Sechzigern, der wie ein Vierziger aussah. Seine Haare, die ihm fast bis zu den Brauen und den Backenknochen reichten, wirkten wie ein schimmernder schwarzer Helm. Wie er Zuckerman erzählte, war er als Junge in Budapest Meisterturner gewesen. Danach habe er es sich zum Prinzip gemacht, sich durch Turnübungen, Diät und eine moralische Lebensführung sein körperliches Wohlbefinden zu erhalten. Als er sich Zuckermans Geschichte anhörte, war er besonders über dessen starken Alkoholkonsum beunruhigt. Er fragte ihn, ob er unter übermäßigem Druck stünde – das sei nämlich eine der Hauptursachen vorzeitigen Haarausfalls. »Ich stehe unter Druck«, erwiderte Zuckerman, »weil ich an vorzeitigem Haarausfall leide.« Er wollte nicht von seinen Schmerzen sprechen, wollte nicht noch einem Spezialisten mit einer Wand voller Diplome von seinem rätselhaften Fall berichten. Wäre er bloß daheimgeblieben! Seine Haare als Mittelpunkt seines Lebens! Statt seiner Prosa plötzlich seine beginnende Glatze im Mittelpunkt!

Anton richtete seine Lampe auf Zuckermans Kopfhaut und kämmte die schütterten Haare vorsichtig von einer Seite auf die andere. Dann zog er die ausgegangenen Haare aus dem Kamm und legte sie sorgfältig auf ein Kosmetiktuch – für die Laboruntersuchung.

Zuckerman kam sich nicht größer als die kahle Stelle ganz oben auf

seinem Kopf vor, als er durch einen langen weißen Korridor in die Klinik geführt wurde – ein Dutzend Kabinen mit Vorhängen und Waschbecken, eine jede gerade groß genug für einen trichologisch geschulten Assistenten und einen Patienten, dem die Haare ausgingen. Zuckerman wurde einer zierlichen jungen Frau vorgestellt, die in ihrem bis unter die Knie reichenden weißen Kittel und ihrem weißen Kopftuch wie eine gestrenge Nonne wirkte, wie die Novizin eines Krankenpflege-Ordens. Jaga stammte aus Polen. Anton buchstabierte Zuckerman ihren Vornamen. Mr. Zuckerman, erklärte er Jaga, »der bekannte amerikanische Schriftsteller«, leide unter Haarausfall.

Zuckerman setzte sich vor den Spiegel und grübelte über seinen Haarausfall nach, während Anton ihm die Behandlungsmethode erläuterte: weiße Menthosalbe zur Kräftigung des Haarbalgs, dunkle Teersalbe zur Reinigung und Desinfektion, heißer Dampf zur Anregung der Blutzirkulation, Handmassage der Kopfhaut, dann Schwedische Elektromassage, dann zwei Minuten Ultraviolettbestrahlung. Und schließlich Lotion Nr. 7 und fünfzehn Tropfen Hormonlösung: jeweils fünf Tropfen auf den Haaransatz an den Schläfen sowie fünf Tropfen auf die Stelle, wo das Haar besonders schütter geworden war. Zuckerman sollte diese wachstumsfördernden Tropfen jeden Morgen zu Hause applizieren und dann – sparsam – die rosafarbene Lotion auftragen, die verhindern würde, daß die Haare, die ihm noch geblieben waren, sich an den Enden spalteten und abbrechen. Jaga nickte, Anton stürmte mit den Probeexemplaren ins Labor, und nun begann in der Kabine die Behandlung, die Zuckerman an einen anderen Thomas-Mann-Protagonisten erinnerte, mit dem ihn jetzt eine dubiose Verwandtschaft verband: an Herrn von Aschenbach, der sich in Venedig beim Frisör die Haare färben und sich schminken läßt.

Nach der einstündigen Behandlung wurde Zuckerman von Anton wieder ins Büro geführt. Dann saß er ihm am Schreibtisch gegenüber und erfuhr das Ergebnis der Laboruntersuchung.

»Ich habe bei der mikroskopischen Untersuchung Ihrer Haare und Kopfhautabschabsel eine sogenannte Folliculitis simplex festgestellt. Das heißt, daß sich der Haarbalg zu Entzündungsherden zusammenzieht. Mit der Zeit hat das zu Haarausfall geführt. Und da das Haar seines Talgs beraubt wird, trocknet es aus, spaltet sich und bricht – was zu weiterem Haarausfall führen kann.« Und ohne auch nur zu versuchen, den Schlag etwas abzumildern, erklärte er: »Ich fürchte, daß schon ziemlich viele Follikeln haarlos sind. Ich hoffe, daß bei

einigen die Papille nicht schon zerstört sondern nur angegriffen ist. In diesem Fall kann es an den betreffenden Stellen wieder zu Haarwuchs kommen. Das wird sich aber erst im Lauf der Zeit erweisen. Ich glaube allerdings, daß in Ihrem Fall, abgesehen von den leeren Follikeln, die Aussichten günstig sind, daß Ihr Haar und Ihre Kopfhaut auf eine richtige, regelmäßige Behandlung, zu der Sie Ihren Beitrag leisten müssen, ansprechen und wieder gesunden werden. Es dürfte uns gelingen, die Bildung von Eiterherden zu unterbinden, den Talgfluß zu fördern und das Haar wieder elastisch zu machen – dann wird es wieder kräftiger werden und dichter wirken. Das Wichtigste ist, dafür zu sorgen, daß der Haarausfall aufhört.«

Es war die längste, seriöseste, detaillierteste und überlegteste Diagnose, die Zuckerman jemals über etwas, woran er litt, gestellt worden war. Und bestimmt die optimistischste in den letzten achtzehn Monaten. Er konnte sich an keinen Literaturkritiker erinnern, der sich mit einem Roman von ihm so ausgiebig und sorgfältig befaßt hatte wie Anton mit seiner Kopfhaut.

»Ich danke Ihnen, Anton«, sagte er.

»Aber ...«

»Ja?«

»Es gibt ein Aber«, sagte Anton ernst.

»Was für ein Aber?«

»Was Sie zu Hause tun, ist genauso wichtig wie das, was wir hier tun, wenn Sie zur Behandlung kommen. Erstens: Sie dürfen nicht unmäßig trinken. Damit müssen Sie sofort aufhören. Zweitens: Ganz gleich, was der Grund dafür ist, daß Sie unter starkem seelischem Druck stehen – Sie müssen damit zu Rande kommen. Ich brauche kein Mikroskop, um festzustellen, daß Sie unter Druck stehen. Ich brauche Sie bloß anzusehen. Egal, was es ist, Sie müssen es aus Ihrem Leben ausmerzen. Und zwar schnell. Andernfalls, Mr. Zuckerman – das muß ich Ihnen ehrlich sagen kämpfen wir einen aussichtslosen Kampf.«

In dem großen Spiegel an der Badezimmertür sah er jeden Morgen einen mickrigen alten Mann, der Nathans Pyjama in der Hand hielt: kahler Kopf, schwabblige Hüften, schlaffer Bauch. Achtzehn Monate ohne die regelmäßige Morgengymnastik und die langen Nachmittagsspaziergänge, und schon war sein Körper um zwanzig Jahre gealtert. Wie immer Punkt acht Uhr wach, arbeitete er jetzt wieder – arbeitete mit der gleichen Verbissenheit, mit der er es früher